



Abb. 1: Ansicht der Triumphpforte mit klassizistischer Steinschlämme, Aquarell, Anfang des 19. Jahrhunderts. TLMF, W 23.595.

# STEIN UND FARBE – ZUR FRAGE DER STEINSICHTIGKEIT DER HÖTTINGER BREKZIE

Reinhard Rampold

## ABSTRACT

The impression of a historic city is not only influenced by the geographic situation, the urban construction and the architecture but also by the used building-material. The mainly used building-material in Innsbruck, the capital of the Tyrol, was for many centuries the so called "Höttinger Brekzie", a sedimentary found on the mountains very close to the north of the city. Since the Middle Ages the "Brekzie" was used as building material as well as factory stone. For centuries this stone was usually covered with mortar and painted. Around the middle of the 19<sup>th</sup> century people started to remove the mortar on architectural elements made of this sedimentary. A few years ago historic preservation started to reconstruct historic facades of churches and buildings including the original surface of the used sedimentary, based on restoration findings and historic images. The applied coloured lime wash has given us a new aesthetic impression of historic architecture while protecting the stone surfaces as well.

## EINLEITUNG

Das optische Erscheinungsbild einer historischen Stadt wird nicht nur durch ihre geographische Lage, die städtebauliche Anlage und die Architektur ihrer Bauwerke bestimmt, sondern auch durch die verwendeten Baumaterialien, die unterschiedlichen Putzstrukturen und die Farbigkeit der Architekturoberflächen. Zu den charakteristischen Baumaterialien der Tiroler Landeshauptstadt Innsbruck zählt seit dem Mittelalter die Höttinger Brekzie, ein Sedimentgestein, das

vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert in den Hängen der Nordkette abgebaut wurde und bei nahezu allen bedeutenden Sakral- und Profanbauten der Stadt als Baumaterial und Werkstein Verwendung fand. Das heutige Erscheinungsbild der Brekzie wird in der Regel durch die erst im 19. Jahrhundert aufgekommene Steinsichtigkeit geprägt, als der Bau- und Werkstein bei den meisten Baudenkälern der Stadt partiell freigelegt und als sichtbares Architekturelement präsentiert wurde. Erst in jüngster Zeit konnte bei Restaurierungen verschiedener prominenter Baudenkämler der Stein wieder verputzt bzw. geschlämmt und das ursprüngliche architektonische Konzept des Baudenkämls wiederhergestellt werden (z. B. beim alten Regierungsgebäude, der sogenannten „Claudiana“, beim Tiroler Landhaus und bei der Schlosskapelle Mentlberg). Auf Grund dieser neuen Erkenntnisse ist es höchst an der Zeit, sich nicht nur aus historischer und geologischer Sicht dem Thema Höttinger Brekzie zu widmen, sondern den Stein auch aus der Sicht der Denkmalpflege genauer zu betrachten.

## DAS MATERIAL DER HÖTTINGER BREKZIE

Geologisch gesehen handelt es sich bei der Höttinger Brekzie um ein Sedimentgestein, das aus eckigen Bruchstücken besteht, weil die Gesteinsfragmente im Gegensatz zum Konglomerat nicht durch fließendes Gewässer abgerundet, sondern meist in ein feineres Sediment eingebettet wurden. Sprachgeschichtlich leitet sich die Bezeichnung vom italienischen Wort „breccia“ (d. h. Geröll) ab, weshalb im Deutschen auch die Schreibweise „Breccie“ üblich ist. Die Höttinger Brekzie ist ein geologisch sehr junges Gestein, das



Abb. 2: Brekziebänke an der Innsbrucker Nordkette, historische Fotografie, um 1900. Stadtarchiv Innsbruck, Ph-8073.

im Wesentlichen auf Muren zurückzuführen ist, die von den steilen Hängen der Nordkette abgingen. Materialmäßig setzt sich die Brekzie zum überwiegenden Teil aus Gesteinen der Nordkette, dunklen Kalksteinen und Dolomiten, zusammen, die dann mit einer feinen Grundmasse verklebt sind. Die charakteristische rötliche Färbung erhält die Rote Höttinger Brekzie, die sich im unteren Bereich des Buntsandsteinhorizonts bis zu einer Seehöhe von 1100 m befindet, durch einen variablen Anteil aus zerriebenem Alpinem Buntsandstein, während die Weiße Höttinger Brekzie, die oberhalb dieses Horizonts bis in eine Seehöhe von 1900 m hinaufreicht, sich vorwiegend aus Wettersteinkalk zusammensetzt. Die Gesamtkubatur der heute noch erhaltenen Höttinger Brekzie beträgt nach Schätzungen auf Grund der

Geländeformen an der Nordkette und dem heutigen Erscheinungsbild der noch vorhandenen Brekzieablagerungen zirka 400.000.000 m<sup>3</sup>.<sup>1</sup> Altersmäßig wird die Höttinger Brekzie vor die letzte Eiszeit datiert, die das Gebiet des mittleren Inntals vor rund 25.000 Jahren bis in eine Höhe von ca. 2200 m mit Eis aus den Zentralalpen erfüllte.<sup>2</sup> In Anbetracht der Bedeutung der Höttinger Brekzie ist es nicht verwunderlich, dass sich die Wissenschaft, im Besonderen natürlich die Geologie, aber auch die Glaziologie bereits frühzeitig mit diesem Material auseinandergesetzt haben. Erstmals widmete sich der Heimatdichter und Vater der Tiroler Geologie, Adolf Pichler, 1859 dieser Thematik<sup>3</sup>, um 1900 stand das Material im Brennpunkt der internationalen Eiszeitforschung. Ausführlich setzte sich auch der

<sup>1</sup> Obojes, Ulrich/Unterwurzacher, Michael/Spötl, Christoph: Die Höttinger Brekzie – Entstehung, Eigenschaften und Gewinnung, in: Siegl, Gerhard/Unterwurzacher, Michael (Hg.): Die Höttinger Brekzie – ein Tiroler Werkstein, Entstehung, Abbauorte, Geschichte, Verwendung, Erhaltung, Innsbruck, 2012, S. 13f.

<sup>2</sup> Zitiert nach: Obojes/Unterwurzacher/Spötl: Höttinger Brekzie (wie Anm. 1), S. 17.

<sup>3</sup> Pichler, Adolf: Beiträge zur Geognosie Tirols, in: Zeitschrift des Ferdinandeum, 3. Folge, VIII. Bd., Innsbruck 1859, S. 167.

Geologe Raimund von Klebelsberg mit der Höttinger Brekzie auseinander, der 1925 und 1945 zwei einschlägige Beiträge verfasste.<sup>4</sup> Der langjährige Chemiker der Werkstätten des Bundesdenkmalamtes, Hubert Paschinger, erforschte das Gestein in seiner in der Reihe der Schlern-Schriften 1950 veröffentlichten Diplomarbeit aus morphologischer Sicht.<sup>5</sup> Die jüngste Monographie zu dieser Thematik wurde von Gerhard Siegl und Michael Unterwurzacher herausgegeben.<sup>6</sup>

### DIE STEINBRÜCHE DER HÖTTINGER BREKZIE

Die Höttinger Brekzie wurde seit dem Mittelaltar bis in die 1980er Jahre im Bereich des Hungerburgplateaus zwischen 840 und 920 m Seehöhe („Steinbruchbodenareal“) und unterhalb der Hungerburg zwischen 760 und 790 m Seehöhe („Hofsteinbruchareal“) im Gebiet der bis 1938 selbstständigen Gemeinden Hötting und Mühlau abgebaut. Ein weiterer Abbau befand sich westlich des Mühlauer Grabens auf Arzler Gemeindegebiet. Die beiden großen Abbauvorkommen der Höttinger Brekzie waren bis zum Bau der Höhenstraße in den 1920er Jahren durch den sogenannten Steinbruchbodenweg miteinander verbunden, der in die Trasse der Höhenstraße eingebunden wurde. Insgesamt sind heute sechs größere historische Abbaustätten bekannt, zu denen noch einige kleinere Abbaustätten hinzukommen. Zu den Abbauten nahe der Nordkettenbahn-Talstation (Steinbruchboden) gehören der Steinbruch Sternbach oberhalb östlich der Nordkettenbahn-Talstation, der Steinbruch oberhalb westlich der Nordkettenbahn Talstation, ein noch weiter westlich gelegener Steinbruch, der Spörri'sche Steinbruch an

der Gramartstraße im Areal des Arbeiterkammer Bildungshauses Seehof und der Steinbruch neben einem heute leerstehenden ehemaligen Supermarkt an der Höhenstraße. Der Hofsteinbruch, Mayr'scher Steinbruch oder Attlmayr-Steinbruch liegt an der Höhenstraße, kleinere Abbauten finden sich am Wilhelm Greil Weg Richtung Mühlauer Klamm.<sup>7</sup>

### HISTORISCHE ANMERKUNGEN ZUR GESCHICHTE DES BAUMATERIALS

Die Höttinger Brekzie wurde, wie bereits erwähnt, seit dem Mittelalter als Baumaterial und Werkstein<sup>8</sup> abgebaut und im Gebiet der Stadt Innsbruck, aber auch in der umliegenden Region (z. B. in der Stadt Hall) als Werkstein eingesetzt. Letztmalig wurde das Material in den Jahren 1987/88 gebrochen, als man für die Verkleidung der Innufewände Höttinger Brekzie in größerem Ausmaß benötigte. Im Gegensatz zum Salz- und Erzabbau (Silber, Kupfer, Gold) gibt es über den Abbau der Höttinger Brekzie wenig historische Nachrichten, da dem Gestein offensichtlich weniger Bedeutung zugemessen wurde. Aus den historischen Quellen ist bekannt, dass der Brekzieabbau im Jahre 1357 erstmals urkundlich erwähnt wurde. In dieser Urkunde erteilte der damalige Landesfürst und Ehemann der Margarete von Görz-Tirol, Ludwig von Brandenburg, den Innsbruckern die Erlaubnis zum Brechen der „Tuffgesteine“.<sup>9</sup> Im Jahre 1396 wurde die Genehmigung durch Erzherzog Leopold IV. erneuert. In einer Notiz aus dem Jahre 1620 wird vermerkt, dass es „von uralter Zeit gebräuchige Steinbrüche“ zum Abbau der Höttinger Brekzie gab.<sup>10</sup>

<sup>4</sup> Klebelsberg, Raimund von: Die Höttinger Breccie, Innsbrucks geologische Berühmtheit, in: Festschrift zur Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in Innsbruck, Innsbruck 1925, S. 11–13. Ders.: Tiroler Werksteine, in: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 20/25, Innsbruck 1945, S. 247–264.

<sup>5</sup> Paschinger, Hubert: Morphologische Ergebnisse einer Analyse der Höttinger Breccie bei Innsbruck (= Schlern-Schriften 75), Innsbruck 1950.

<sup>6</sup> Siegl, Gerhard/Unterwurzacher, Michael: Die Höttinger Brekzie – ein Tiroler Werkstein, Entstehung, Abbauorte, Geschichte, Verwendung, Erhaltung, Innsbruck 2012.

<sup>7</sup> Siegl/Unterwurzacher: Die Höttinger Brekzie (wie Anm. 6), S. 20ff.

<sup>8</sup> Als Werkstein wird ein – vor allem auf seinen später sichtbaren Flächen – bearbeiteter, meistens quaderförmiger, in Handarbeit behauener oder maschinell gefertigter Natur- oder Kunststein bezeichnet.

<sup>9</sup> Der Begriff „Tuff“ wird in der Literatur ebenso wie die Bezeichnung „Nagelfluh“ als Synonym für die Höttinger Brekzie verwendet.

<sup>10</sup> Siegl, Gerhard/Fahlenbock, Michaela: Geschichtliches zur Höttinger Brekzie, in: Siegl/Unterwurzacher: Die Höttinger Brekzie (wie Anm. 6), S. 37.

## DIE CHARAKTERISTIK DES INNSBRUCKER DENKMALBESTANDES

Der verkehrsgeographisch bedeutsamen Lage am Schnittpunkt der großen Nord-Süd- und Ost-West-Alpentransversale verdankt Innsbruck sowohl seine Entstehung als auch seine geschichtliche, wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung, die sich auch in der historischen Bausubstanz der Stadt spiegelt. Von 1420 bis 1665 war Innsbruck fürstliche Residenzstadt, unter Kaiser Maximilian I. und seinem Enkel Ferdinand I. zeitweise sogar kaiserliche Residenz. Bedingt durch die finanziellen Erträge aus den heimischen Silberbergwerken und die fürstliche Hofhaltung entwickelten sich in der Folgezeit stattliche Bürgerhäuser, die, vier bis fünf Geschoße hoch und drei oder mehr Achsen breit, dem Inn-Salzach-Typus verpflichtet sind und durch einen lang gestreckten Grundriss, Laubengänge, Erker, Erdbebenpfeiler und Grabendächer charakterisiert werden. Von 1473 bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts prägte die aus Memmingen im Allgäu stammende, als Hof- und Stadtbaumeister tätige Steinmetz- und Baumeisterfamilie Türing das Gesicht der Stadt. Unter Erzherzog Ferdinand II. und seinen Hofbaumeistern Hans und Albrecht Luchese wird Ambras zum Renaissanceschloss umgestaltet und die heutige Universitätsstraße zu einem geistlichen Zentrum der Stadt. Unter Claudia von Medici und Leopold V. sowie deren Sohn Leopold Carl verstärkt sich der italienische Einfluss, der sich im ersten festen Theater und der ersten festen Opernbühne nördlich der Alpen manifestiert. Die Bautradition der Stadt wurde seit jener Zeit bis ins späte 18. Jahrhundert von drei Generationen der Baumeisterfamilie Gumpp geprägt, die sich am italienischen Barock orientierten, zahlreiche öffentliche Gebäude und Adelspaläste erbauten und Innsbruck ein barockes Erscheinungsbild gaben. Der rasche wirtschaftliche Aufschwung brachte bereits frühzeitig Stadterweiterungen nach Süden (die spätere Neustadt, heute Maria-Theresien-Straße), Osten (Kohlstatt) und Westen (Innrain) mit sich, die im 19. Jahrhundert durch weitere Grundkäufe (Saggen) arrondiert wurden. Nach dieser Phase hoher Prosperität hatte

die Stadt Innsbruck annähernd jene Größe erreicht, die sie bis ins 19. Jahrhundert behalten sollte. 1904 wurden schließlich die umliegenden Dörfer Wilten und Pradl eingemeindet, 1938 folgten Hötting, Mühlau und Amras, 1942 Arzl, Igls und Vill. Die rund um die innere Stadt entstandenen Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts werden hauptsächlich durch die einheimischen Baumeisterfamilien Fritz, Mayr, Huter, Norer, Retter und Tomasi geprägt, die im Historismus meist an die Trentiner Renaissance anknüpfen, während Heimat- und Jugendstil von der betont restaurativen Münchner Schule beeinflusst sind. Eine Blütezeit erlebte die Innsbrucker Architektur in der Zwischenkriegszeit, als eine neue Architekten-generation wie Franz Baumann, Hans Fessler, Friedrich Konzert, Siegfried Mazagg, Theodor und Wilhelm Nikolaus Prachensky und Lois Welzenbacher losgelöst von der Orientierung auf die betont romantisch-restaurative Ausrichtung der Münchner Schule moderne, regionalspezifisch geprägte öffentliche Bauwerke schufen.

## DIE VERWENDUNG DER HÖTTINGER BREKZIE ALS BAUMATERIAL IN INNSBRUCK

Bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts waren die Innsbrucker Stadthäuser noch zum großen Teil aus Holz gebaut, wenngleich es erste Steinbauten schon im 13. Jahrhundert gab. Man kann also davon ausgehen, dass die Höttinger Brekzie bis zur Erteilung der offiziellen Abbaugenehmigung als Baumaterial wenig in Gebrauch war. Erst mit der 1420 erfolgten Verlegung der landesfürstlichen Residenz von Meran nach Innsbruck kam es zu einem wirtschaftlichen Aufschwung, im Zuge dessen vermehrt und alsbald überwiegend in Stein gebaut wurde. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts, als man den kommerziellen Abbau einstellte, wurde die Höttinger Brekzie sowohl als Baumaterial, als auch als künstlerisch gestalteter Werkstein, verwendet. Selbst Ende des 19. Jahrhunderts wurden Saggenvillen bis ins 2. Obergeschoß noch in Brekzie errichtet, die dann verputzt wurde.<sup>11</sup> Seit der Jahrhundert-

<sup>11</sup> Freundliche Mitteilung von Landeskonservator i. R. HR Dipl.-Ing. Werner Jud.

wende wurde der Stein häufig durch Kunststein ersetzt, der billiger herzustellen war. Teilweise wurden bei Gebäuden (z. B. beim ehemaligen Hauptportal der Universitäts- und Landesbibliothek), sogar Kunststein und Höttinger Brekzie gemeinsam verwendet.

#### BEFUNDUNG UND HISTORISCHES BILDMATERIAL

Die wissenschaftliche Grundlage für den in den letzten Jahren beschrittenen neuen denkmalpflegerischen Zugang zum Thema „Stein und Farbe“ bzw. zur Frage der Steinsichtigkeit der Höttinger Brekzie bildeten in erster Linie durch das Bundesdenkmalamt veranlasste, anlassbezogene restauratorische Befundungen und stratigraphische Untersuchungen. Diese lieferten in der Regel nicht nur wichtige Informationen zur Bau- und Ausstattungsgeschichte der untersuchten Baudenkmale, sondern gaben auch Aufschluss über deren einem steten Wandel unterliegenden, vom jeweiligen Zeitgeschmack geprägtes optisches Erscheinungsbild. Ein weiteres Indiz für die historische Schlämmung der Brekzie ist die Tatsache, dass diese in der Regel fehlkantig eingesetzt wurde und eine fugenpräzise Setzung, wie sie eine Steinsichtigkeit verlangen würde, nicht geplant war. Die so entstandenen Zwischenräume wurden mit Zwickelsteinen, Ziegeln und Mörtel verschlossen, die Oberfläche anschließend geschlämmt.<sup>12</sup> Unterstützt wurden diese restauratorischen Befundungen durch historisches Bildmaterial (Aquarelle, Ölgemälde und Fotografien), in dem der Zustand des Baudenkmals zu einem bestimmten Zeitpunkt dokumentiert wird.

Zu den frühesten Bilddokumenten zur vorgegebenen Thematik zählt ein 1495 anlässlich der zweiten Italienreise entstandenes Aquarell von Albrecht Dürer, das den Innenhof der mittelalterlichen Innsbrucker Burg zeigt sowie zwei Ölgemälde eines unbekannten italienischen Malers aus dem Jahre 1762, die sich heute in den Sammlungen des



Abb. 3: Blick in den Innenhof der mittelalterlichen Innsbrucker Hofburg, Albrecht Dürer, 1494/95, Grafische Sammlung Albertina Wien, Abbildungsrechte: BHÖ (Burghauptmannschaft Österreich).

Innsbrucker Stadtmuseums befinden und markante Gebäude in der Herzog-Friedrich-Straße zeigen. Von außerordentlicher Bedeutung ist in diesem Zusammenhang der aus dem Ende des 18. bzw. dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammende sogenannte Aigner-Codex. Dieser wird in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum unter der Signatur FB 1673 verwahrt und trägt den Vermerk: „Abbildungen der vorzüglichsten Gebäude, Monumente, Statuen, Altäre u. d. g. welche zu Innsbruck, der Hauptstadt des Landes Tirol, und deren Umgebung sich befanden und zum Theil befinden, gesammelt durch mehr als 40-jährigen Fleiß von dem Priester der Gesellschaft Jesu Philipp Neri von Aigner zu Aigenhofen“. Der bereits 1823 dem Museum übereignete Codex besteht aus 78 aquarellierte Abbildungen, die zum

<sup>12</sup> Akten des Bundesdenkmalamtes, Abteilung für Tirol, Brief des Landeskonservatorates an Architekt DI Ernst Bliem und Dr. Christof Angerer vom 16. Februar 2015, GZ.: BDA-34626/obj/2015/2002-allg., S. 4.

Großteil vom Innsbruck Maler und Kupferstecher Josef Leopold Strickner (1744–1826), einem Sohn des Malers Michael Strickner, und dem aus Fulpmes gebürtigen Maler Johann Peter Denifle (1739–1808), stammen.<sup>13</sup> Diese photographisch genauen Abbildungen dienten nicht nur als wichtiges Quellenmaterial bei der Wiederherstellung historischer Architekturoberflächen und Steinschlämnen, sondern liefern auch eine wichtige Grundlage für die nach dem Zweiten Weltkrieg durchgeführte Rekonstruktion des manieristischen Grabmals Erzherzog Maximilians des Deutschmeisters in der Innsbrucker Stadtpfarrkirche zu St. Jakob. Da auf Grund der vorgegebenen Thematik „Stein und Farbe“ das Hauptaugenmerk der farbigen Schlämme der Höttinger Brekzie geschenkt werden soll, scheint ein Streifzug durch den Innsbrucker Denkmalbestand, chronologisch angelegt und aufgegliedert in Sakralbauten, Profanbauten, Architekturelemente, technische Denkmale und Denkmale im eigentlichen Sinne, sinnvoll.

## DIE INNSBRUCKER SAKRALBAUTEN

Zu den frühesten erhaltenen Sakralbauten, an denen die Höttinger Brekzie als Baumaterial und Werkstein verwendet wurde, zählt die alte Höttinger Pfarrkirche zu den Hll. Ingenuin und Albuin. Bei der heutigen Kirche handelt es sich um einen spätgotischen Neubau, dessen Chor 1438 geweiht wurde, während das Schiff erst 1491 entstand. Besondere Aufmerksamkeit verdient der markante, im Kern mittelalterliche Rundturm der Kirche, der 1641 nach Brand mit einem Zwiebelhelm mit Laterne versehen wurde.<sup>14</sup> Sowohl die Dreieckslisenen am Chor, das barocke Westportal mit Pilastergliederung und Segmentbogengiebel, das verstäbte spätgotische Südportal, das spitzbogige Sakristeiportal als auch die Kragsteine, auf denen das Turmkotagon aufruht, sind

aus Höttinger Brekzie gefertigt, die sich heute in freigelegtem Zustand präsentiert. Wenn man die Vergleichsbeispiele der gotischen und barocken Sakralarchitektur heranzieht, kann man davon ausgehen, dass sämtliche Baudetails aus Höttinger Brekzie ursprünglich farbig geschlämmt waren. Diese Vermutung bestätigt auch eine Information der Restaurators Peter Kuttler, der im Zuge der Instandsetzung des Südportals der Kirche am Werkstein Spuren von gebranntem Ocker fand. Zu den stadtbildprägenden Bauten der Tiroler Landeshauptstadt zählt auch die Innsbrucker Jesuitenkirche, die als Kreuzkuppelkirche nach dem römischen Vorbild von Il Gesu in den Jahren 1627–1640 nach Plänen von Matthias Kager unter Beratung des Salzburger Dombaumeisters Santino Solari errichtet wurde und sich als dreischiffige Anlage mit Querhaus, achteckigem Tambour über der Vierung und monumental er, von zwei Türmen flankierter Schaufassade präsentiert. Der Entwurf der Fassade geht auf den Innsbrucker Hofbaumeister Christoph Gumpp zurück, während die Fassadentürme, der Giebel mit Dreifaltigkeitsgruppe und die Wappen erst in den Jahren 1900/01 nach Plänen von Friedrich Schachner ausgeführt wurden. Nach schweren Zerstörungen im 2. Weltkrieg wurde die Kirche in den Jahren 1946–1953 wieder aufgebaut. Die Fassade zeigt einen zweigeschoßigen, durch geschichtete Pilaster strukturierten Aufbau, wird durch in die Fassadenfront eingebundene Türme mit Oktogon und welschen Hauben flankiert und durch einen geschwungenen Giebel bekrönt. Das Innere der Kirche wird durch zwei hohe Rundbogenportale erschlossen, die Auszeichnung der Mittelachse erfolgt durch Doppelpilaster. Oberhalb der Portalöffnungen finden sich zwei querrechteckige Fensteröffnungen, im Geschoß darüber Rundbogenfenster, die von gesprengten Giebeln mit Wappen bekrönt werden.<sup>15</sup> Sämtliche architektonischen Gliederungselemente der Kirche wie Pilaster, Fenstergewände und Gesimse sind aus Höttinger Brekzie und heute steinsichtig. Auf einer

<sup>13</sup> Hastaba, Ellen: Aigner-Codex, in: Ammann, Gert/Hastaba, Ellen (Ed.): SammelLust. 175 Jahre Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck–Wien 1998, S. 18f.

<sup>14</sup> Bundesdenkmalamt (Hg.): Österreichische Kunstopographie, Bd. LII: Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck, Teil 2: Äußere Stadtteile, Wien 1995, S. 167ff.

<sup>15</sup> Bundesdenkmalamt (Hrsg.): Österreichische Kunstopographie, Bd. LII: Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck, Teil 1: Innere Stadtteile, Wien 1995, S. 278ff.



Abb. 4: Josef Strickner, Jesuitenkirche zur hl. Dreifaltigkeit, Aquarell, um 1800. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.



Abb. 5: Ansicht der Jesuitenkirche zur hl. Dreifaltigkeit, 2004. Heimatwerbung, Foto: Egon Wurm.

historischen Fotografie aus dem Jahre 1901<sup>16</sup> zeigt sich die gesamte Fassade steinsichtig, heute präsentiert sich die Nullfläche verputzt und weiß getüncht, die architektonische Gliederung jedoch steinsichtig. In Anbetracht der hohen künstlerischen Qualität der Kirche kann man davon ausgehen, dass der Nagelfluh nur als Baumaterial gesehen wurde und auch die verwendeten Werksteine ursprünglich verputzt und getüncht waren. Diese Vermutung bestätigt auch die Anfang des 19. Jahrhunderts entstandene historische Ansicht der Kirche im Aigner'schen Codex, die eine monochrome hellgraue Fassade zeigt.

Die am linken Innufer, leicht erhöht auf einer Schotterterrasse am westlichen Ende der „oberen Anbruggen“ gelegene und über ein großzügige Freitreppe erreichbare Mariä-Hilf-Kirche, wurde in den Jahren 1647/49 nach Plänen des Hofbaumeisters Christoph Gumpp als Zentralbau mit Kuppel der Nachrenaissance in der Nachfolge lombardischer Marienheiligtümer erbaut. Sie weist vier diagonal angeordnete, halbrund vorspringende Kapellenanbauten, südseitig eine quadratische Vorhalle mit Portikusfassade und nordseitig eine zur Chorkonche vergrößerte, von einem eingeschossigen

Sakristeianbau ummantelte Apside auf. Die heute sichtbare Brekzieglierung der Kirche konzentriert sich vorwiegend auf die Portikusfassade, die durch vier Kolossalpilaster gegliedert wird, die auf einem hohen Brekziesockel stehen und durch ein profiliertes Gesims verbunden werden. Den Abschluss der Fassade bildet ein verkröpftes Dreiecksgiebel, der im Zentrum eine querrechteckige Fensteröffnung in Natursteinrahmung zeigt. Sichtbar ist die Brekzie auch beim um den Hauptaum umlaufenden Kranzgesims und beim rechteckig gerahmten östlichen und westlichen Sakristeiportal. Im Zuge der 1998 zum 350-jährigen Bestandsjubiläum der Kirche durchgeföhrten Außenrestaurierung wurde auch eine Befundung der Fassade durchgeführt, die interessante Hinweise zu den verschiedenen Interpretationen der Barockfassade lieferte.<sup>17</sup> Wie die Schichtentreppe ergab, differenzierte das historische künstlerische Konzept zwischen einer

<sup>16</sup> Die Abbildung wird im Fotoarchiv des Bundesdenkmalamtes/Abteilung für Tirol, verwahrt.

<sup>17</sup> Bundesdenkmalamt/Abteilung für Tirol, Aktenarchiv: Pescoller Werkstätten: Untersuchungsbericht, Innsbruck, Landschaftliche Pfarrkirche Mariahilf, Bruneck 1998.



Abb. 6: Josef Strickner, Landschaftliche Pfarrkirche Mariahilf, Aquarell, um 1800. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.



Abb.7: Landschaftliche Pfarrkirche Mariahilf, 2013.  
Foto: Reinhard Rampold.

weißen Nullfläche und einer caput mortuum-färbigen Architekturgliederung, zu der nicht nur die stuckierten Fensterfaschen, sondern auch die aus Höttinger Brekzie gefertigten Architekturelemente gehörten. Im Klassizismus zeigte die Kirche eine weiße Fassade mit ockerfarbener Architekturgliederung<sup>18</sup>, um 1864/65 erhielt sie eine braunrosa Fassade und eine bräunlichgelbe Gliederung, die um 1900 wiederholt wurde. 1928 wurde die Nullfläche in intensivem Ziegelrot, die Gliederung in hellem Rosa getüncht, 1977 schließlich der Putz erneuert, die Brekzie freigelegt und die Nullfläche in hellem Rosa, die Fensterfaschen in hellem Ocker gestrichen. Wenngleich es bei der 1998 durchgeführten Fassadenrestaurierung gelang, die Nullfläche nach Befund in gebrochenem Weiß zu streichen, war der Bauherr nicht bereit, die nachgewiesene Schlämme auch auf den Brekzieelementen aufzubringen, wodurch die Architekturgliederung heute eine

unlogische, differenzierte Oberflächenbehandlung und Farbgebung zeigt. Die Fensterfaschen und der geputzte Teil des Kranzgesimse sind caput mortuum-färbig geschlämmt, die übrige Architekturgliederung präsentiert sich im freigelegten, steinsichtigen Zustand.

Nie freigelegt wurde hingegen die Fassade der in den Jahren 1651–1665 nach Plänen von Christoph Gumpf erbauten Stiftskirche Wilten, einer frühbarocken Wandpfeilerkirche mit hochbarockem Portikus mit vortretenden Seitenteilen, geschichteten Kolossalpilastern, kräftigem Gebälk, Figurennischen und Dreiecksgiebelabschluss. Lediglich die Sockelzone präsentiert sich heute steinsichtig, auch sie war laut einer aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts stammenden Ansicht der Stiftskirche im Aigner'schen Codex ursprünglich verputzt und mit einer im Wandton gemalten (aufgeputzten?) Quaderung versehen.

<sup>18</sup> Vergleiche hierzu die Abbildungen im Aigner'schen Codex, TLMF, FB 1673.

Ein besonders markantes Beispiel für eine falsch verstandene Behandlung der Höttinger Brekzie ist die Innsbrucker Spitalskirche, die in den Jahren 1700/01 nach Plänen des Hofbaumeisters Johann Martin Gumpf erbaut wurde und in die westseitige Verbauung der Maria-Theresien-Straße eingebunden ist.<sup>19</sup> Die Fassade zeigt eine dominante Gliederung durch Sockel, Pilaster, ein kräftiges Gebälk und zwei Portale mit ionischen Säulen und gesprengten Giebeln aus Nagelfluh, während die Rundbogenfenster und die querovalen Oberlichten durch kräftige Stuckfaschen gerahmt werden. Der durch einen achteckigen Tambour mit Zwiebelhaube gekrönte Turm weist im unteren Bereich ebenfalls eine Gliederung durch Brekziequader und ein umlaufendes Kranzgesims auf, das Glockengeschoß zeigt ionische Schicht-

pilaster und einen Segmentbogengiebel. Bei der 1992 durchgeführten Fassadenrestaurierung wurden zwar die Nullfläche und der Stuck in den befundenen Originalfarben – hellrosa Nullfläche, weißer Stuck – gestrichen, die möglicherweise anlässlich der 1877 durchgeführten Fassadenrestaurierung freigelegte Brekzie jedoch nicht geschlämmt. Dadurch zerfällt die Fassade heute optisch und kann nicht in ihrer ursprünglichen künstlerischen Intention erlebt werden. Ein Dokument für eine historische, vermutlich noch originale Färbelung liefert wiederum eine Ansicht der Spitalskirche im Aigner'schen Codex, die eine hellrosa Nullfläche an Kirche und Turm, eine hellgrau gefasste Architekturgliederung, hellgraue Stuckaturen und eine hellockerfarbene Fassung der Doppelpilaster am Turm und der Rahmung des querrechte-



Abb. 8: Josef Strickner, Stiftskirche zu den Hl. Stephanus und Laurentius, Aquarell, um 1800. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.



Abb. 9: Josef Strickner, Spitalskirche zum hl. Geist, um 1800. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.

<sup>19</sup> Bundesdenkmalamt (Hg.): Österreichische Kunstopographie LII/1 (wie Anm. 15), S. 332ff.



Abb. 10: Josef Strickner, Ursulinenkirche Maria Heimsuchung, Aquarell, um 1800. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.



Abb. 11: ehemalige Ursulinenkirche, Ansicht von Norden, 2017.  
Foto: Reinhard Rampold.

eckigen, von Rustikaquadern gerahmten Feldes im unteren Turmbereich zeigt.

Dem vielbeschäftigte Innsbrucker Hofbaumeister Johann Martin Gumpf verdankt auch die ehemalige Ursulinenkirche am Innrain ihre Entstehung, die in den Jahren 1700 bis 1705 unter Mitwirkung der Söhne Georg Anton und Johann Martin d. J. (Turm) entstand. Die ursprünglich beidseitig in die Klosteranlage eingebundene Kirche (der westliche Trakt wurde 1968 gegen den Willen des Denkmalamtes vom zuständigen Bundesministerium auf Grund einer politischer Intervention zum Abbruch freigegeben) ist ein heute profaniert Saalbau, dessen einst wertvolle künstlerische Ausstattung – die Stuckaturen stammten von Bartolomeo Carbone – zwei Umgestaltungen im 19. Jahrhundert und einem Bombentreffer im Zweiten Weltkrieg zum Opfer fiel. Die Giebelfassade der Kirche wird durch toskanische

Pilaster, ein Kranzgesims und ein kräftiges Säulenportal mit gesprengtem Giebel gegliedert und durch einen von Voluten flankierten Aufsatz mit Dreiecksgiebel abgeschlossen, den ein turmartiger Dachreiter mit welscher Haube bekrönt.<sup>20</sup> Die Nullfläche der Kirchenfassade ist heute in einem kräftigen ziegelroten Farbton gestrichen, die architektonische Gliederung der Kirche präsentiert sich bis zum Gesims steinsichtig, jene des Giebels ist steinfarben gefärbelt. Ein Blick in den Aigner'schen Codex zeigt eine 1805 datierte Ansicht der Kirche mit weißer Nullfläche und grauer Architekturgliederung und folgte damit dem auch bei den Klostertrakten angewandten frühbarocken Färbelungskonzept mit heller Wandfläche und steinfarbener Architekturgliederung. Bereits im 12. Jahrhundert befand sich an der Stelle der seit 1904 zur Propstei und 1964 zum Bischofsitz der Diözese Innsbruck erhobenen Pfarrkirche Sankt Jakob ein Kirchenbau.

<sup>20</sup> Bundesdenkmalamt (Hg.): Österreichische Kunsttopographie LII/1 (wie Anm. 15), S. 350ff.



Abb. 12: Josef Strickner, die Stadtpfarrkirche St. Jakob, Aquarell, um 1800. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.

Die nach dem schweren Erdbeben von 1689 beschädigte Jakobskirche wurde 1717–1722 durch einen Neubau – den ersten hochbarocken Kirchenbau in Tirol – ersetzt. Johann Jakob Herkomer aus Füssen fertigte die Pläne an, die von seinem Neffen und Werkstattnachfolger Johann Georg Fischer ausgeführt wurden. Die dem Domplatz zugewandte mächtige Doppelturmfront ist streng gegliedert und wirkt trotz des konkaven Schwunges für die Entstehungszeit eher altertümlich-traditionell. Die Fronten sind durch ein Sockelgeschoß und zwei Hauptgeschoße – das obere wird von einem Kordon- und Kranzgesims eingefasst – horizontal, durch die den Sockel und das erste Obergeschoß zusammenfassenden Pilaster vertikal gegliedert. Über der dreiteiligen Portalgruppe und an den Türmen finden sich hohe Rundbogenfenster, im Obergeschoß giebelbekrönte Ovalfenster, zusätzlich wird die Fassade durch Figurennischen akzentuiert.



Abb. 13: Facade der S. Jacobs = Pfarrkirche in Innsbruck, 1850, Stahlstich, gedruckt bei A. Czichna. Stadtarchiv Innsbruck, B 6067.



Abb. 14: Ansicht der Westfassade des Domes zu St. Jakob, 2017. Foto: Reinhard Rampold.

Heute präsentiert sich die Giebelfassade der Kirche steinsichtig, ebenso die Pilastergliederung und Sockelzone der Längsseiten der Kirche. Die zahlreichen materialtechnisch zu harten Steinergänzungen führten in den letzten Jahren zu teilweise gravierenden Schäden an der Brekzie, weshalb

2016 die Außenrestaurierung des heutigen Domes in Angriff genommen wurde, die bis 2018 abgeschlossen werden soll. Auf Grund der nicht passgenau bearbeiteten Steinblöcke und restauratorischer Befunde kann man davon ausgehen, dass auch die Schaufassade des Domes und die Brekziegeliertung an der Nord- und Südfassade ursprünglich dünn verputzt und geschlämmt waren. Diese Annahme bestätigt auch die 1805 datierte Abbildung der Kirche im Aigner'schen Codex, die eine monochrome lindgrüne Fassade zeigt, in der lediglich die Portal- und Fensterumrahmungen aus Kramsacher Marmor farbige Akzente setzen. Wann die Freilegung der Brekzie genau erfolgte, konnte bislang nicht eruiert werden. Den „terminus ante“ liefert ein bei der kartografischen Anstalt Czichna anlässlich der zweiten Säkularfeier gedruckter kolorierter Stich, der die bereits steinsichtige, festlich geschmückte, mit einem zarten Fugennetz versehene Kirchenfassade zeigt und die Inschrift „FAÇADE DER S. JACOBS – PFARRKIRCHE in Innsbruck 4 – 14 Juli 1850“ trägt. Auf Wunsch der Dompfarre wird bei der derzeit laufenden Restaurierung der gewachsene Zustand der Fassade erhalten, die restauratorischen Maßnahmen beschränken sich auf die Abnahme schadhafter und materialtechnisch falscher Steinergänzungen, die Behebung der Putzschäden und die Neufärbelung in Kalktechnik.

Die frei stehende, in den Jahren 1721–1735 nach Plänen des Hofbaumeisters Georg Anton Gumpf erbaute neue Universitätsskirche St. Johannes Nepomuk beeindruckt durch die monumentale Architektur, die ihre Charakteristik – als Nachvollzug römischer Inszenierungstechnik – durch die rhythmische Gruppierung von Pilastern, Säulen und Gesimsen erhält, die sich auch im Inneren der Kirche fortsetzt. Der Baukörper ist nach Südwesten orientiert und weist im Grundriss einen schmalen, zwischen den Fassadentürmen liegenden Vorräum, ein verhältnismäßig kurzes, annähernd rechteckiges Langhaus und ein eingezogenes, rundbogig geschlossenes Presbyterium auf, das außen, wie in Mariahilf, von der als halbrunder Umgang gestalteten Sakristei ummantelt wird. Die Fassade der Kirche zeigt, über einem kräftigen Sockel, einen dreizonigen Aufbau mit hohem Hauptgeschoß, niedrigem Attikageschoß und bekrönender Turm- bzw. Giebelzone. Die Frontseite wird durch die mächtige, ursprünglich weniger



Abb. 15: Josef Strickner, Johanneskirche am Innrain, Aquarell, um 1800. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.



Abb. 16: Die neue Universitätsskirche Johannes von Nepomuk am Innrain, 2003. Foto: Egon Wurm.

tief geplant gewesene Säulenvorhalle mit Eckpfeilern, Korbogenöffnung und Dreiecksgiebel sowie durch das Turmpaar mit Frontispiz betont. Im Hauptgeschoß werden die von Schichtpilastern gerahmten, seitlich etwas vorspringenden Türme durch Rundbogennischen, im Attikageschoß durch Ovalnischen akzentuiert. Die Auszeichnung der Mittelachse wird durch die rahmenden, vorgelegten Dreiviertelsäulen und Stirnvoluten zusätzlich verstärkt, während die durch Doppelpilaster gegliederten seitlichen Wandabschnitte dezent zurücktreten. Die Westseite der Kirche prägen die beiden übereinandergestellten zylindrischen Baukörper des Sakristeiumgangs und des Presbyteriums, deren Verbindung durch das umlaufende Hauptgesims und zwei aus dem Sakristeidach aufsteigende Strebepfeiler besonders betont und durch eine Kuppellaterne mit Zwiebelhaube bekrönt wird.<sup>21</sup> Auch beim Farbkonzept der Fassade steht die Johanneskirche in der Tradition der von Georg Antons Großvater erbauten Mariahilfkirche (1647/49) und der von seinem Vater erbauten Siebenkapellenkirche (1677/78), die trotz großem zeitlichen Abstand ebenfalls eine weiße Nullfläche und eine *caput mortuum*-farbige Architekturgliederung zeig(t)en. Während die originale Fassadenfärbelung der Mariahilfkirche anlässlich der 1998 durchgeführten Außenrestaurierung zumindest teilweise wiederhergestellt werden konnte, mussten bei der Restaurierung der Siebenkapellenkirche der gewachsene Zustand (die Kirche war um 1700 um ein Joch verlängert worden) berücksichtigt und die Architekturelemente ockerfarben geschlämmt werden. Das heutige Erscheinungsbild der Fassade der Johanneskirche mit teilweise farbig geschlämmten, teilweise steinsichtigen Architekturelementen geht auf die 1872 durchgeführten Restaurierungsarbeiten zurück, als die bis dahin verputzen Steinteile an Türmen und Fassade freigelegt wurden, „was – bei aller Schönheit des Steins – gewiss nicht der ursprünglichen Intention entspricht“.<sup>22</sup> Im Zuge der letzten, unter der künstlerischen Leitung des Malers Wolfram Köberl stehenden Restaurierung der Kirche wurde die Fassade in den



Abb. 17: Josef Strickner, Die Basilika zu Unserer lieben Frau unter den vier Säulen in Wilten, Aquarell, um 1800. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.

Jahren 1981/82 in gebrochenem Weiß getüncht, während die verputzten Architekturelemente nach Befund in Caput mortuum geschlämmt wurden. Um einen harmonischen, den Intentionen des Architekten entsprechenden Gesamteindruck zu erhalten, wäre es jedoch notwendig, auch die sekundär freigelegten Rundsäulen, Pilaster und Voluten aus Höttinger Brekzie zu verputzen, mit einer Schlämme zu versehen und im Architekturton zu tünchen.

Ähnlich wie die Fassade der Stiftskirche war auch die Basilika zu Unserer Lieben Frau unter den vier Säulen in Wilten nie steinsichtig. Der zwischen 1751 und 1755 nach Plänen des Füssener Bildhauers Josef Stapf errichtete Sakralbau zeigt eine mächtige Doppelturmfront mit geschwungenem

<sup>21</sup> Bundesdenkmalamt (Hg.): Österreichische Kunstopographie LII/1 (wie Anm. 15), S. 358ff.

<sup>22</sup> Frodl-Kraft, Eva: Tiroler Barockkirchen, Innsbruck 1955, S. 37.

Giebel und eine kraftvolle Fassadengliederung durch Pilaster und Gesimsbänder. Vergleicht man das heutige Erscheinungsbild der Kirche mit der Abbildung im Aigner'schen Codex fällt einem jedoch auf, dass das heute steinsichtige Portal und der Sockel ursprünglich verputzt und im Architekturenton geschlämmt waren. Das heutige Färbelungskonzept mit weißer Nullfläche und ockerfarbener Architekturgliederung wurde im Zuge der letzten Außenrestaurierung der Kirche in Jahren 1983–1986 entsprechend der um 1810 entstandenen historischen Ansicht im Aigner'schen Codex wiederhergestellt (zuletzt hatte die Fassade eine gelbe Nullfläche und eine weiße Architekturgliederung).<sup>23</sup>

Bereits 1428 befanden sich auf dem „Gallwiese“ bezeichneten Gelände eine vom Stift Wilten verpachtete Meierei sowie ein Wohnturm mit angeschlossener Kapelle.

1622 entstand im Auftrag der neuen Besitzer anstelle der bereits verfallenen ersten Kapelle ein Neubau mit einer Einsiedelei für das Vesperbild der „Schmerhaften Muttergottes“, das bald in den Ruf eines Gnadenbildes kam, wodurch sich eine viel besuchte Wallfahrt entwickelte. Die zu klein gewordene Kapelle wurde 1770 nach Plänen des Wiener Hofarchitekten Konstantin Johann Walther, der auch die Triumphphpforte in Innsbruck entwarf, durch den Baumeister Michael Umhauser neu errichtet. Eine sich über den gesamten Hang erstreckende zweiläufige Marmortreppe führt geradewegs zur Kapelle, deren Hauptfassade eine aufwändige Gliederung durch Kolossalpilaster, Figurennischen, Fensteröffnungen und ein Rundbogenportal mit Volutengiebel zeigt und durch einen Volutengiebel mit bekönigendem Tambour abgeschlossen wird.<sup>24</sup> Voraussetzung



Abb. 18: Schlosskapelle zur Schmerhaften Muttergottes in Mentlberg, Portal vor Restaurierung 2013. Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 19: Schlosskapelle zur Schmerhaften Muttergottes in Mentlberg, Portal nach befundgerechter Aufbringung einer Schlämme 2013. Foto: Reinhard Rampold.

<sup>23</sup> Palme-Comploy, Waltraud: Pfarrkirche und Basilika Mariae Empfängnis mit Friedhof, in: Bundesdenkmalamt (Hg.): Österreichische Kunstopographie LII/2 (wie Anm. 14), S. 3f.

<sup>24</sup> Institut für Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes (Hg.): Österreichische Kunstopographie, Bd. XLV: Die profanen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck außerhalb der Altstadt, Wien 1981, S. 375ff.

für die 2013 durchgeführte Restaurierung der Giebelfassade war eine Befundung derselben, die eindeutige Hinweise auf die ursprüngliche Schlämme des zuletzt steinsichtigen Brekzieportales lieferte. Durch das Verständnis der als Eigentümervertreter zuständigen Landesbaudirektion war es möglich, das historische Erscheinungsbild der Giebelfassade wiederherzustellen. Die Nullfläche erhielt einen gebrochen weißen Anstrich, die gesamte Gliederung (einschließlich des Portals) wurde in Caput mortuum geschlämmt, farbliche Akzente setzen die in hellem Ocker ausgeführten Stuckaturen an den Fensterrahmungen und Figurennischen sowie die Kapitelle.

Das Verbindungglied zwischen den sekundär verputzten und den steinsichtig errichteten Innsbrucker Sakralbauten stellt die Pfarrkirche Dreiheiligen dar, die in den Jahren 1612/13 als Votivkirche der Stadt Innsbruck durch den Baumeister Jakob Mayr errichtet, 1745/50 barockisiert und 1860/63 nach einem Plan von Anton Geppert um ein Vorhallenjoch erweitert wurde. Sie präsentiert sich heute als einschiffiger Bau mit eingezogenem Polygonalchor, romanisierendem Westturm und Rund- bzw. Spitzbogenfenstern. Die durch ein großes Mosaik geprägte Giebelfassade wird durch Rechteckpfeiler gerahmt, die von Tabernakelaufsätzen bekrönt werden. Das Rundbogenportal mit Pilasterrahmung aus Höttinger Brekzie zeigt eine Dreiecksgiebelverdachung.<sup>25</sup> Im Zuge der 2011 durchgeführten Außenrestaurierung der Kirche wurde das durch sekundäre Eingriffe verunklärte, historisch geprägte Erscheinungsbild wiederhergestellt: Der zementhaltige Verputz der 1950er Jahre wurde abgenommen und durch einen materialtechnisch entsprechenden Kalkputz ersetzt, die Nullflächen nach Befund in hellem Ocker getüncht. Die Natursteinelemente bedurften einer Reinigung und Ergänzung. Während der Restaurierung fanden sich an den Kanten der Eckpfeiler wohl nach dem 2. Weltkrieg verputzte, abgerundete Eckelemente aus Höttinger Brekzie, die ursprünglich steinsichtig waren und nunmehr wieder freigelegt und konserviert wurden.

Die in den Jahren 1869/70 durch die Firma Johann Huter & Söhne errichtete, in der Mitte des Klostergebäudes situierte Kirche zur Ewigen Anbetung ist eine neoromanische Kreuzkuppelkirche mit halbrundem Chorschluss und Fassadenreiter. Besonders aufwändig zeigt sich die zweigeschoßig konzipierte Giebelfassade, die dem sonst zurückhaltenden Bau wie eine programmatische Schaufront vorgeblendet ist. Die unterste Fassadenzone ist blockhaft aus unverputzten Brekziequadern gestaltet und öffnet sich in einer Biforium mit einer achteckigen Mittelsäule aus rötlichem Trientiner Marmor zu einer seichten Vorhalle. Das schmale, den gesamten Bau umziehende Kaffgesims ist über der zentralen Mittelroseppe hochgezogen und trennt so die Fassade in zwei Ebenen. Das thematisch auf das zentrale Anliegen des Ordens bezogene Mosaik wird von Lisenen aus Nagelfluh gerahmt und durch einen flachen Dreiecksgiebel mit Rundbogenfries abgeschlossen.<sup>26</sup> Die bereits vom Erbauer vorgesehene Präsentation der Brekzie setzt sich auch an den Längsseiten der Kirche fort, wo die Mauerkanten der Querschiffe durch versetzte Nagelfluhquader akzentuiert werden.

Zu den letzten großen sakralen Bauvorhaben der Stadt Innsbruck, die weitgehend in Höttinger Brekzie ausgeführt wurden, zählt die in den Jahren 1882–1886 nach Plänen des Wiener Akademieprofessors und Dombaumeisters Friedrich von Schmidt erbaute Pfarrkirche St. Nikolaus, die als bedeutender neugotischer Kirchenbau Tirols gilt. Schmidt, der seit dem Bau des Wiener Rathauses als Hauptvertreter einer in allen Details perfekten, aber auch als leblos empfundenen Neugotik gilt, gelangte bei der Innsbrucker Nikolauskirche zu ungewohnt stimmungsvollen Qualitäten. Die dreischiffige Hallenkirche mit Querschiff und polygonalem Chorschluss wird an den Längsseiten durch Strebepfeiler mit dazwischen liegenden Grabarkaden gegliedert, die durch einen Treppengiebel mosaikgezierten Blendnischen abgeschlossene Giebelfassade prägt ein großes Maßwerkfenster. Die phantasievolle Dachlandschaft – von den Zeltdächern der Querhäuser bis zu den vielfach gefalteten Bedachungen der

<sup>25</sup> Bundesdenkmalamt (Hg.): Österreichische Kunstopographie LII/1 (wie Anm. 15), S. 425ff.

<sup>26</sup> Bundesdenkmalamt (Hg.): Österreichische Kunstopographie LII/1 (wie Anm. 15), S. 465ff.



Abb. 20: Blick auf die Pfarrkirche St. Nikolaus von Westen, 2014. Foto: Reinhard Rampold.

Sockelarkaden – verleiht dem Neubau den Anschein einer vermeintlichen Baugeschichte, den stilistisch ablesbaren Eindruck eines allmählichen Wachsens der Kirche mit vielfachen An- und Zubauten.<sup>27</sup> Den Außenbau belebt, im Wechsel mit sandsteinfarben geschlämmten Werkstücken aus Mittenwalder Sandstein an Fensterlaibungen und Wasserschlägen, ein steinsichtig konzipiertes Mauerwerk aus unterschiedlich großen, passgenau bearbeiteten Brekziequadern. Die Giebelfassade der Kirche wurde 1998 restauriert, die Längsseiten und der Chor 2014 konserviert.

Die neue Pfarrkirche zu den Hll. Ingenuin und Albuin in Höttling wurde 1909/10 als erster sakraler Betonbau in Tirol

1909/10 durch die Firma Johann Huter & Söhne errichtet und zeigt eine kreuzförmige Anlage mit Querhaus und von Treppentürmchen flankiertem Portikus. Auch wenn die Brekzie zu jener Zeit noch abgebaut wurde, verzichtete man bei diesem Bau gänzlich auf das seit Jahrhunderten verwendete Baumaterial und begnügte sich auch bei der Schaufront mit gestocktem Kunststein, der jedoch in seiner farblichen Zusammensetzung und Oberflächenbehandlung an das traditionsreiche historische Baumaterial erinnert.

#### BEISPIELE AUS DER PROFANARCHITEKTUR

Der 56 Meter hohe, die historische Stadtsilhouette prägende Stadtturm wurde um 1450 erbaut und zeigt einen quadratischen Unterbau aus Höttlinger Brekzie, der sich zweimal über gotischen Kaffgesimsen verjüngt und durch ein von Kragsteinen getragenes achteckiges Gesims abgeschlossen wird. Auf eine Plattform mit Schmiedeeisengeländer folgt der um 1560 errichtete achteckige Renaissanceaufbau, der mit vier halbrunden Eckkern versehen ist und durch eine gelängte welsche Haube mit Laterne abgeschlossen wird. Das ursprüngliche Erscheinungsbild des Stadtturmes wird in verschiedenen historischen Ansichten dokumentiert<sup>28</sup>, die einen verputzten Unterbau mit gemalter Architekturgliederung (Fugenstrich) zeigen. Ein ähnliches Erscheinungsbild zeigten auch die turmartigen ehemaligen Innsbrucker Stadttore, die verputzt, getüncht und mit einer Quaderbemalung versehen waren.<sup>29</sup> Auch die zahlreichen Kunststeinergänzungen am steinsichtigen Unterbau des Innsbrucker Stadtturmes sind ein weiterer Hinweis darauf, dass dieser ursprünglich verputzt und mit einer aufgemalten Quaderbemalung versehen war. Bestätigt wird diese Hypothese durch eine im Frühjahr 2014 durchgeführte restauratorische Befundung,

<sup>27</sup> Sandbichler, Veronika: Pfarrkirche St. Nikolaus, in: Rampold, Reinhard (Hg.): Kunstmacher Tirol, Die 400 bedeutendsten Kunstschatze in Nord- und Osttirol, Innsbruck 2014, S. 44f.

<sup>28</sup> Vergleiche hierzu z. B. die kolorierte Tuschfederzeichnung aus dem Schwazer Bergbuch mit Ansicht der Stadt Innsbruck von Norden, wahrscheinlich von Jörg Kolber, 1556, Innsbruck, TLMF.

<sup>29</sup> Eine Quaderbemalung zeigt die Darstellung des Vorstadt- oder Georgentores und des Inntores auf einem Aquarell von Josef Strickner aus der Zeit um 1815, Innsbruck, TLMF, Aigner-Codex.

die schwarze Fassungsreste an den Oberflächen feststellte.<sup>30</sup> Steinsichtig präsentiert sich heute auch das Erdgeschoß des sogenannten Neuhofes (Goldenes Dachl, Herzog-Friedrich-Straße 15), der um 1420 aus zwei älteren Bürgerhäusern errichtetet, 1621 um ein weiteres Haus erweitert und 1822 aufgestockt sowie zu einem Zinshaus umgebaut wurde. Das historische Erscheinungsbild des Gebäudes dokumentiert die 1762 datierte Ansicht eines unbekannten italienischen Malers, die heute im Innsbrucker Stadtarchiv verwahrt wird. Sie zeigt eine hohe, optisch bis ins zweite Obergeschoß reichende Sockelzone mit gemalter bzw. aufgeputzter grauer Quadrierung und ein farblich abgesetztes, weiß getünchtes viertes Geschoß.

Eine Schlüsselrolle im denkmalpflegerischen Umgang mit sekundär freigelegter Höttinger Brekzie kommt dem alten Regierungsgebäude, der sogenannten Claudiana (Herzog-Friedrich-Straße 3) in der Altstadt zu, deren Fassade 2011 restauriert wurde. Der städtebaulich markante Komplex, der 1689 nach einem Erdbeben durch Johann Martin Gumpp d. Ä. umgebaut und neu fassadiert wurde<sup>31</sup>, ist im Erdgeschoß in rundbogigen Arkaden geöffnet, zeigt über dem rustizierten, bis ins zweite Obergeschoß reichenden Unterbau eine gebänderte ionische Pilastergliederung und wird durch ein kräftiges Kranzgesims über Maskenkonsolen und Festons abgeschlossen. Die dem Knorpelstil verpflichteten Fensterdekorationen zeigen im vierten Obergeschoß Porträtbüsten habsburgischer Fürsten, die Fassadenmitte wird durch einen Korbgitterbalkon akzentuiert. Die letzte Fassadenfärbelung (gelbe Nullflächen, graue Pilaster und Gesimsbänder, orange Fensterfaschen) nahm, insbesondere durch die differenzierte Behandlung der Architekturgliederung (beim rustizierten Unterbau war die Brekzie steinsichtig, in der Fortsetzung die genuteten Pilaster jedoch grau gestrichen) keine Rücksicht auf die architektonische Gesamtkonzeption der Fassade, sondern zerschnitt diese gleichsam in zwei Ebenen. Eine frühe Ansicht dieser Fassade finden wir



Abb. 21: Ansicht des Innsbrucker Stadtturmes von Süden, 2014.  
Foto: Martin Kapferer.



Abb. 22: Anonymus, Herzog-Friedrich-Straße 3, Claudiana, Öl auf Leinwand, um 1762. Stadtarchiv Innsbruck, BI-29.

<sup>30</sup> Akten des BDA, Abteilung für Tirol, Innsbruck, Stadtturm, Befundprotokoll von Herrn Steinmetzmeister – Restaurator Erich Reichl, GZ. 1.713/1/14.

<sup>31</sup> Institut für österreichische Kuntforschung (Hg.): Österreichische Kunstopographie, Bd. XXXVIII: Altstadt – Städterweiterungen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Wien 1972, S. 82ff.



Abb. 23: Josef Strickner, Herzog-Friedrich-Straße 3, Claudiana, Aquarell, 1808. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.



Abb. 24: Herzog-Friedrich-Straße 3, Claudiana, Zustand nach Restaurierung 2011. Archiv BDA, Foto: Bettina Neubauer.

auf einem 1762 datierten Leinwandbild eines unbekannten italienischen Malers<sup>32</sup>, das eine ockerfarbene Nullfläche und eine einheitliche Färbelung der architektonischen Gliederung und Stuckdekoration in Caput mortuum zeigt. Eine weitere, 1808 datierte Abbildung aus dem Aigner'schen Codex<sup>33</sup> belegt eine ockerfarbene Nullfläche und eine einheitliche Auffassung der Architekturgliederung, die sich in der in Caput mortuum ausgeführten Färbelung von Unterbau und Architekturgliederung dokumentiert. Das Ergebnis der Befundung ergab, in Bestätigung der Bilddokumente, eine in Ocker natur getünchte Fassadenfläche während die Architekturgliederung und der Stuck in gebranntem Ocker geschlämmt waren, die Steinsichtigkeit kam erst im 1. Drittel des 19. Jahrhunderts auf.<sup>34</sup> Auch die Art der Versetzung der Brekzieblöcke ist ein Hinweis auf die ursprüngliche Konzeption der Fassade, da die Setzfugen der Steinquadern nicht mit dem eingemeißelten Fugennetz übereinstimmten. Die dünne Überputzung der Brekziequadern lässt zwar den Stein als Material noch spürbar, fügt sich jedoch mit der aufgebrachten Schlämme farblich nahtlos an die auch zuletzt verputzten Bereiche der Fassade an und vermittelt so wieder

ein geschlossenes Erscheinungsbild, das die ursprüngliche Intention des Architekten vermittelt.

Der monumentalste Barockpalast Innsbrucks ist das 1725–1728 von Hofbaumeister Georg Anton Gumpp erbaute Tiroler Landhaus (Maria-Theresien-Straße 43), das als dreiflügelige, eine Kapelle umschließende Anlage mit kräftig vorspringendem Mittelrisalit nach dem Vorbild italienischer Barockpaläste konzipiert ist und in der kraftvollen Gestaltung der einzelnen, zu einer harmonischen Einheit zusammengeschlossenen Bauteile den Höhepunkt der Innsbrucker Barockarchitektur bildet.<sup>35</sup> Die letzte Interpretation der Barockfassade war ein Resultat der 1967/68 durchgeföhrten Neufärbelung, der jedoch keine restauratorische Befundung zu Grunde lag. Sie zeigte eine rostrote Nullfläche und Fensterparapete, hellgrau gerahmte Zwischenfelder und eine gelbe Architekturgliederung (Gesimse, Eckquadern, Fensterfaschen). Die dreifache farbliche Differenzierung der Fassadenoberfläche widerspricht der bauplastischen Gesamtkonzeption des Landhauses. Einen frühen Beleg für die historische Farbigkeit des Landhauses liefert wiederum der Aigner'sche

<sup>32</sup> Gemälde mit Darstellung des Treibens zwischen dem alten Regierungsgebäude und dem Gasthof Goldene Adler, 1762 datiert, Öl/Leinwand, Stadtarchiv Innsbruck.

<sup>33</sup> Aigner'scher Codex, Ansicht des alten Regierungsgebäudes, Aquarell, signiert und datiert „J. Strickner E. 1808“, TLMF, Bibliothek.

<sup>34</sup> Akten des BDA, Abteilung für Tirol, Innsbruck, Herzog-Friedrich-Straße 3, altes Regierungsgebäude Claudiana, Untersuchungsbericht der pescoller werkstätten, ZI. 13.510/2/09 und Untersuchungsbericht der Firma Artess, ZI. 13.510/1/11.

<sup>35</sup> Österreichische Kunstopographie XXXVIII (wie Anm. 31), S. 347ff.

Codex, der eine hellrosafarbene Nullfläche und einen hellgelben Anstrich der gesamten Architekturgliederung (einschließlich der Brekziepilaster und -säulen) zeigt. Durch die Dominanz der Architekturgliederung bleibt für die Nullfläche wenig Platz, weshalb sie lediglich einen dezenten Hintergrund in der ansonsten gelben Fassade vorzugeben scheint. Den Zeitpunkt der Freilegung des Nagelfluhs meldet eine kurze Notiz in den Innsbrucker Nachrichten aus dem Jahre 1869: „(In der Thorhalle des Landhauses), welches im letzten Jahre durch die an seiner Fassade vorgenommene Restaurierung, namentlich durch die Bloßlegung der von den altständischen Zöpfen übermörtelten Steinarbeiten, an architektonischer Schönheit ungemein gewonnen hat, ist man soeben mit der Bloßlegung der aus Stein gemeißelten Säulen fertig geworden, welche den Ueberboden der Thorhalle tragen. Dieselben waren nämlich ebenfalls mit dickem Mörtel verworfen und mit Kalk übertüncht worden. Es ist gewiß sehr anerkennenswerth, daß der Landesausschuß seinen guten Geschmack in Bausachen auf diese Weise bestätigt.“<sup>36</sup> Dem wissenschaftlichen Befund entsprechend wurde die Fassade des Landhauses im Sommer 2013 nach Abnahme des Mineralfarbenanstriches in Kalktechnik getüncht, auch die zuletzt steinsichtigen Brekzielemente wurden nach Befund

geschlämmt und fügen sich so harmonisch in das Gesamtkonzept der Fassade ein.

Als neobarocker Bau präsentiert sich die von Eduard Zotter geplante, zwischen 1911 und 1924 errichtete Universität (Innrain 52), ein stadtbildprägender, 1991 letztmalig restaurierter, zwei Innenhöfe umschließender Bau mit monumentalem Mittelrisalit, rustiziertem Erdgeschoß und hochrechteckigen Fensteröffnungen mit vorspringender Parapetzone.

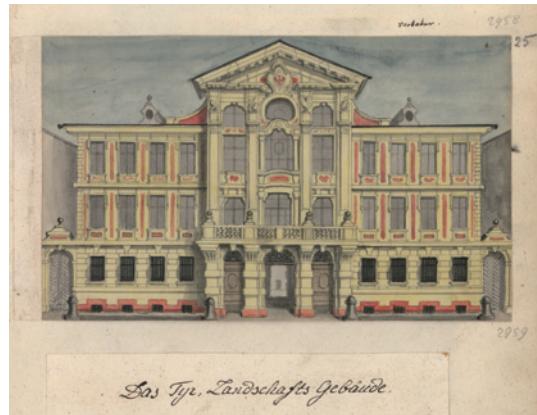


Abb. 25: Maria-Theresien-Straße 43, Landhaus, Aquarell, um 1800. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.



Abb. 26: Maria-Theresien-Straße 43, Landhaus, Ansicht vor Fassadenrestaurierung 2013. BDA, Fotoarchiv.



Abb. 27: Maria-Theresien-Straße 43, Landhaus, Ansicht nach Fassadenrestaurierung 2013. Foto: Reinhard Rampold.

<sup>36</sup> Innsbrucker Nachrichten, 2. Jänner 1869 (= 16. Jg., Nr. 16), S. 148.



Abb. 28: Innrain 52, neue Universität, Ansicht von Südwesten, 2010.  
Foto: Reinhard Rampold.

Die drei mittleren Portalachsen treten im Erdgeschoß hervor und werden in den Obergeschoßen durch kolossale ionische Säulen gegliedert sowie durch einen Segmentbogengiebel abgeschlossen. Die Gliederung der Fassade der Universität wird nur durch die unterschiedlichen Niveaus der Wandflächen und den Kontrast zwischen den immer steinsichtigen Kunststeinelementen und der weißen Nullfläche belebt. Als Material wurde Höttinger Brekzie verwendet, die man jedoch in Kunststein (wohl Romanzement) eingoss, der farblich genau auf das Innsbrucker Sedimentgestein abgestimmt ist. Die nahegelegene, zeitgleich erbaute Universitätsbibliothek (Innrain 50), ein zweigeschößiger Bau mit Mansarddach und östlich anschließendem Treppenhausrisalit mit rustizierten Kolossalpilastern, barocksierendem Giebel und Doppeladler folgt zwar im Grundschema dem Universitätsgebäude, zeigt jedoch eine wesentlich differenziertere Behandlung der architektonischen Gliederung. Die rustizierte Sockelzone, der untere Bereich der Portalrahmung und die Rücklagen sind in Höttinger Brekzie ausgeführt, die übrige Architekturgliederung jedoch wieder in Kunststein mit eingegossenen Brekzieelementen. Ursprünglich nur vom Kontrast zwischen dem naturfarbenen Rauhputz und den Brekzieelementen lebte die heute in

hellem Ocker gestrichene Fassade des 1938 nach Plänen von Walter Gut erbauten neuen Landhauses, einem monumentalen, langgestreckten fünfgeschoßigen Bau mit leicht konkavem Fassade und Mittelrisalit mit Kolossalordnung.<sup>37</sup> In Brekzie ausgeführt ist die Erdgeschoßzone des Mittelrisalits, das vorkragende Abschlussgesims, die Kolossalpilaster, das umlaufende Gesims zwischen Erdgeschoß und erstem Obergeschoß und die umlaufende Fensterbank im letzten Geschoß, das genutete Erdgeschoß nimmt lediglich in seiner Färbelung Bezug auf das Natursteinmaterial.

#### PORALE, ERKER UND SÄULEN AUS HÖTTINGER BREKZIE

Eine Sonderstellung beim Thema „Stein und Farbe“ nehmen die zahlreichen aus der Gotik, der Renaissance, dem Barock und dem Historismus stammenden Portale, Erkeranläufe und Brekziesäulen der Innsbrucker Adelspaläste, Bürgerhäuser und Friedhöfe ein, die heute durchwegs steinsichtig sind. Auch wenn diesbezügliche restauratorische Befundungen noch fehlen, kann man davon ausgehen, dass die Portale im Architekturton geschlämmt waren und sich so harmonisch in die künstlerische Gesamtkonzeption der Fassade einfügten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang das Niclas Türing d. J. zugeschriebene Brekzieportal des Gasthauses zur Eiche (Innstraße 85), einem spätmittelalterlichen viergeschößigen Gebäude mit regelmäßiger historistischer Fassadengliederung. Das in der linken Achse der Hauptfront gelegene Rundbogenportal aus Nagelfluh steht stilistisch am Übergang von der Gotik zur Renaissance und zeigt über einem Trommelsockel ein dreifach gekehltes Gewände, mit sich überkreuzenden tangentialen Stäben, das von schlanken korinthischen Säulen gerahmt wird, die ein Gebälk mit breitem Fries tragen, in dem sich zwei Delfine befinden.<sup>38</sup> Während der Fries heute noch geschlämmt und polychrom gefasst ist, sind die Rundsäulen heute steinsichtig.

<sup>37</sup> Institut für Kunstofforschung des Bundesdenkmalamtes (Hg.): Österreichische Kunstopographie XLV (wie Anm. 24), S. 151.

<sup>38</sup> Institut für Kunstofforschung des Bundesdenkmalamtes (Hg.): Österreichische Kunstopographie XLV (wie Anm. 24), S. 85f.



Abb. 29: Herzog-Friedrich-Straße 22, Trautsonhaus, Erkeranlauf ohne Schlämme, 2017. Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 30: Herzog-Friedrich-Straße 22, Trautsonhaus, Erkeranlauf mit historischer Schlämme, 2017. Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 31: Herzog-Friedrich-Straße 22, Trautsonhaus, mit gemalter Architekturgliederung, die sich farblich auch in der Steinschlämme der Spitzbogenarkade fortsetzte. Foto: frisch auf bild, 2005.

Aussagekräftige Dokumente zur Frage der ursprünglichen Schlämme der Höttinger Brekzie finden sich am Trautsonhaus in der Herzog-Friedrich-Straße 22, dem bedeutendsten profanen Renaissancebau der Innsbrucker Altstadt. Der vierachsige, fünfgeschoßige Bau weist zwei Polygonalerker auf und wird durch eine aufwändige Architekturmalerie in Grisaille gegliedert. Während sich der Maßwerkdekor des nordseitigen Erkeranlaufes heute steinsichtig präsentiert, weist jener des südseitigen Erkeranlaufes noch die ursprünglich farbige Schlämme auf. Die Nullfläche ist dunkelrot hinterlegt, die Grate sind in Caput mortuum gefasst. Spuren der einstigen dunkelgrauen Schlämme weist auch das Brekziegewände der Spitzbogenarkaden des Hauses auf, die bis nach dem 2. Weltkrieg mit Vitrinen umbaut waren.

Das früheste Bildddokument für geschlämme Brekzie liefert das bereits erwähnte Aquarell von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1495, das den Innenhof der mittelalterlichen Hofburg zeigt, der durch einen Verbindungstrakt abgeschlossen wird, der auf Rundbogenarkaden ruht, dessen Pfeiler und Bogenlaibungen in hellem Ziegelrot gefärbelt sind. Ein kleines Teilstück dieser spätgotischen Hofmauerarkatur mit zwei flachen abgefasten Bogen und einem Wandpfeiler mit vorgelegter Halbsäule hat sich bis heute erhalten und ist im Bereich des Durchganges vom Domplatz zum Rennweg zu sehen. Ein eindrucksvoller Beleg für die historische Schlämzung von Brekziesäulen findet sich in der dreischiffigen spätgotischen Halle der alten Hauptwache (Burggraben 3), deren Kreuzgratgewölbe auf acht Brekziesäulen aufruht. Im



Abb. 32: Burggraben 3, alte Hauptwache, Brekziesäule mit Schichten-treppe, 2017. Foto: Reinhard Rampold.

Zuge der Restaurierung wurde eine Befundung der in den 1920/30er Jahren im Sinne des Materialsichtigkeitsgedankens der Moderne steinsichtig freigelegten Brekziesäulen durchgeführt, die insgesamt zwölf Fassungen zeigte. Diese hatten sich hinter einer sekundär errichteten Zwischenwand erhalten, die nunmehr entfernt wurde.<sup>39</sup>

Ebenfalls geschlämmt waren die Nagelfluhsäulen im Vestibül und im Foyer des bereits erwähnten Tiroler Landhauses,

die 1869 freigelegt wurden. Während man 2013 im Zuge der Restaurierung die Rundsäulen im Foyer mit einer Schlämme überzog und befundgerecht tünchte<sup>40</sup>, wurde im Vestibül der gewachsene Zustand beibehalten. Um 1680/90 entstand das Johann Martin Gump d. Ä. zugeschriebene Palais Troyer-Spaur (Maria-Theresien-Straße 39)<sup>41</sup>, das eine besonders aufwändige Fassaden-gestaltung mit Rechteckerker, trommelartig gestalteten Brekziesäulen, Scheinbalustrade, Attikageschoß und reicher Stuckdekoration (profilierte Fensterfaschen mit Stuckbekrönungen) zeigt. Dem ursprünglichen Farbkonzept entsprechend, erhielt das Palais 2007 einen Kalkanstrich mit gebrochen weißer Nullfläche, Architekturgliederung und Stuckdekor präsentieren sich in fein abgestuften warmen Grautönen (die Architekturgliederung in hellem, der Stuck in dunklerem Grau), nur bei den Brekziesäulen des Portales wurde die Aufbringung einer Schlämme leider verabsäumt.

Reichlich Verwendung fand die Höttinger Brekzie auch in den Innsbrucker Friedhöfen, deren Arkaden von Brekziesäulen getragen werden. Der alte Teil des 1855 angelegten, 1889 nach Süden erweiterten städtischen Westfriedhofs wird an



Abb. 33: Maria-Theresien-Straße 43, Landhaus, Foyer, Brekziesäulen vor Restaurierung 2013. Foto: pescoller werkstätten Bruneck.



Abb. 34: Maria-Theresien-Straße 43, Landhaus, Foyer, Brekziesäulen nach Restaurierung 2013. Foto: pescoller werkstätten Bruneck.

<sup>39</sup> Akten des Bundesdenkmalamtes, Abteilung für Tirol, Innsbruck, Maria-Theresien-Straße 43, altes Landhaus, Brief des Landeskonservators an Arch. DI Ernst Bliefern und Dr. Christof Angerer GZ. BDA-34626/obj/2015/0002-allg. vom 16. Februar 2015.

<sup>40</sup> Akten des Bundesdenkmalamtes, Abteilung für Tirol, Innsbruck, Maria-Theresien-Straße 43, altes Landhaus, Restaurierbericht der Firma pescoller werkstätten, Bruneck, GZ. 34.626/3/13.

<sup>41</sup> Institut für Österreichische Kunstdforschung des Bundesdenkmalamtes (Hg.): Österreichische Kunstopographie XXXVIII (wie Anm. 31), S. 340ff.



Abb. 35: Städtischer Westfriedhof, Brekziesäule, 2017.  
Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 36: Tiroler Landesfriedhof Mariahilf, Ansicht von Süden, 2017.  
Foto: Reinhard Rampold.

vier Seiten von Arkaden eingefriedet, der neue Teil weist lediglich im Norden und im Osten einen Arkadengang auf. Die Säulen sind jeweils mit einer Basis, einem kapitellartigen Abschluss und einer Deckplatte versehen, die Zwickelfelder der Rundbögen zieren Tondi mit reliefierten Puttenköpfen aus Kunststein. Auch der um 1876/77 von der Gemeinde Wilten südlich der Basilika angelegte neue Wiltener Friedhof weist an der Nord- und Ostseite Arkaden auf, die auf Brekziepfeilern aufruhen. Diese Pfeiler zeigen einen doppelten, gestuften Rechtecksockel, einen polygonalen Schaft, ein würfelförmiges Kapitell und eine rechteckige Deckplatte. Als rechteckige Anlage mit nordseitigem Arkadengang und integrierter Friedhofskapelle präsentiert sich auch der 1891 angelegte Tiroler Landesfriedhof Mariahilf, dessen Säulen ebenfalls aus Höttinger Brekzie gefertigt wurden. Die viereckigen, an den Kanten abgefasten Säulen stehen auf hohen Rechtecksockeln und sind mit einer profilierten Deckplatte versehen. Auf drei Seiten von neugotischen Arkaden eingefriedet wird auch der Friedhof in St. Nikolaus, dessen Arkadenreihen sich in

gestelzten Flachbögen öffnen, die von barocken toskanischen Säulen aus Höttinger Brekzie getragen werden. Im zeitgenössischen Kontext betrachtet kann man davon ausgehen, dass die Brekziesäulen der Friedhofsanlagen des 19. Jahrhunderts bereits steinsichtig konzipiert und ausgeführt wurden, während jene der noch aus dem 18. Jahrhundert stammenden Friedhofsanlage in St. Nikolaus ursprünglich wohl verputzt gewesen sein dürften.

#### TECHNISCHE DENKMALE

Als technische Denkmäler im weiteren Sinne sind die für die Innsbrucker Altstadt charakteristischen Erdbebenstützpfiler zu sehen, die nach den Erdbeben vom 4. Jänner 1572, 17. Juli 1670 und 22. Dezember 1689 entstanden, um die betroffenen Gebäude statisch zu sichern. Auch sie präsentieren sich heute ausschließlich steinsichtig, waren jedoch, wenn man verschiedenen historischen Abbildungen Glauben



Abb. 37: Anonymus, Ansicht des Stadtplatzes vor dem Goldenen Dachl mit rot geschlämmten Erdbebenstützpfählen am Schöpferhaus, um 1762. Stadtarchiv Innsbruck, BI-30.



Abb. 38: Seilergasse 1, Erdbebenstützpfiler mit weißer Schlämme und aufgemalter Quadrierung mit rotem Fugenstrich, 2017.  
Foto: Reinhard Rampold.

schenkt, verputzt und farblich entsprechend der Architekturgliederung der Häuser geschlämmt. Deutlich sichtbar zeigt dies eine im Stadtarchiv Innsbruck verwahrte Ansicht des Stadtplatzes vor dem Goldenen Dachl, die um 1762 entstand und von einem unbekannten italienischen Maler stammt. Die Erdbebenpfeiler des Eckhauses Herzog-Friedrich-Straße/Hofgasse sind ziegelrot geschlämmt und mit einer gemalten Quadrierung versehen und nehmen so farblich Bezug auf die geohrten Fensterrahmungen des ansonsten weiß getünchten fünfgeschoßigen Gebäudes.<sup>42</sup> Rötlich geschlämmt Erdbebenstützpfiler mit weißem Fugenstrich zeigt auch der im Kern mittelalterliche, mit reichen Fassadenmalereien versehene Gasthof Goldener Adler an der Ecke Herzog-Friedrich-Straße/Kiebachgasse, der auf einer weiteren, 1762 datierten Ansicht desselben Malers<sup>43</sup> zu sehen ist. Ein eindeutiger Befund zeigt sich noch an der Längsfassade des im Kern spätgotischen, historistisch überformten Eckhauses Seilergasse 1, dessen Erdbebenstützpfiler noch Reste einer Schlämme und aufgemalte dunkelrote und schwarze Fugenstriche zeigen.

Das größte in Innsbruck errichtete Baudenkmal aus Höttinger Brekzie (und zugleich zu seiner Zeit das größte Bauvorhaben



Abb. 39: Eisenbahnviadukt, 2017. Foto: Reinhard Rampold.

<sup>42</sup> Pfaundler, Wolfgang: Die schönsten Bilder von Innsbruck 1500–1822, Innsbruck o. J., S. 125.

<sup>43</sup> Pfaundler: Die schönsten Bilder (wie Anm. 42), S. 127.

in der Monarchie westlich von Wien), ist der in den Jahren 1853–1856 errichtete Eisenbahnviadukt, der die Westbahn von Mühlau aus den Inn überquerend, zum Hauptbahnhof führt. Der Viadukt ist zur Gänze aus unverputzten Brekziequadern errichtet, lediglich der Bogenschluss ist aus Kunststein errichtet, die Innbrücke und die Durchfahrt in die Kohlstatt wurden in Hagauer Marmor ausgeführt.

Bereits auf Mutterer Gemeindegebiet steht die 1843 errichtete Stephansbrücke an der Bennerstraße, die die Ruetz vor ihrer Einmündung in die Sill überquert und zum Zeitpunkt ihrer Errichtung die größte und weiteste Einbogenbrücke der Monarchie war. Die von zwei vorspringenden Pilaster flankierte Brücke öffnet sich in einem großen Rundbogen und ist zur Gänze aus Höttinger Brekzie ausgeführt, die stets steinsichtig war.

#### DENKMÄLER AUS HÖTTINGER BREKZIE

Das größte Denkmal im eigentlichen Sinn des Wortes, das aus Nagelfluh errichtet wurde, ist die Innsbrucker Triumphpforte. Diese wurde 1765 nach einem Entwurf von Konstantin Walter von Pfeilsberg nach dem Motiv des Konstantinsbogens (in Anlehnung an die Porta di San Gallo in Florenz) anlässlich der Hochzeit des Großherzogs Leopold von Toscana mit der Infantin Maria Ludovica von Spanien aus den Quadern des abgebrochenen Vorstadttores errichtet. Sie schließt die Maria-Theresien-Straße nach Süden ab und markiert die ehemalige Stadtgrenze von Innsbruck. Wurde die Ehrenpforte wegen Zeitknappheit zunächst nur mit Gipsstatuen geschmückt, so erfolgte auf Grund des Todes von Kaiser Franz I. eine auf beide Ereignisse Bezug nehmende Programmänderung und Ausstattung mit Plastiken und Reliefs aus weißem Laaser Marmor. Die Triumphpforte präsentiert sich als dreitoriger, durch ionische Pilaster und den Mittelbogen flankierende Säulen (an der Südseite) gegliederter Bau. Während der Schmuck der Südseite die Hochzeit des Kaisersohnes thematisiert, wird auf der



Abb. 40: Josef Strickner, Triumphpforte, Aquarell, 1812. Aigner'scher Codex, TLMF, FB 1673.



Abb. 41: Triumphpforte, Ansicht von Süden, 2000. Foto: Reinhard Rampold.

Nordseite auf den Tod des Kaisers Bezug genommen, die Aufsatzgruppe zeigt ein Porträtmedaillon des Kaisers mit der personifizierten Figur der Unsterblichkeit. Während sich die Triumphpforte heute steinsichtig präsentiert, vermitteln historische Ansichten derselben ein vollkommen anderes

<sup>44</sup> Pfaundler: Die schönsten Bilder (wie Anm. 42), S. 119.

Erscheinungsbild. Ein aus dem Beginn des 19. Jahrhundert stammendes, in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum verwahrtes Aquarell dokumentiert eine klassizistisch-elegante hellgraue Schlämme der Architektur, von der sich die weißmarmornen Reliefs, die Ziervasen und die Figurengruppe dezent abheben.<sup>44</sup> Ein weiteres, 1812 datiertes Aquarell des Malers Josef Strickner im Aigner'schen Codex zeigt die Ehrenpforte bereits mit braunockerfarbener Steinfassung, die den Bau seiner ursprünglichen eleganten Erscheinung beraubt und optisch aufgliedert. Obwohl bereits auf Natterer Gemeindegebiet gelegen, soll auch das Kaiserdenkmal an der Brennerstraße vor der Abzweigung Mutters-Natters in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Es wurde 1768 im Auftrag von Landeshauptmann Paris Graf Wolkenstein zur Erinnerung an die Begegnung der Braut Erzherzog Leopolds, Maria Ludovica von Spanien, mit Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1765 errichtet. Das hochrechteckige, bereits klassizierende Monu-

ment aus Nagelfluh wird durch Eckpilaster gegliedert und von einer geschwungenen Haube bekrönt, die Inschrifttafel ist aus weißem Marmor. Im Zuge der vorletzten Restaurierung fanden sich am bereits zweimal, 1963 und 2005 versetzten Monument Hinweise auf eine caput mortuum-farbige Schlämme der Architektur, die jedoch leider nicht wiederhergestellt wurde.

Zu den zahlreichen, oft wenig beachteten Kleindenkmälern im Großraum Innsbruck zählen auch die Bildstöcke an der Kranebitter Allee und an der Haller Straße, die einen rechteckigen Schaft mit Tabernakelaufsatz zeigen und von verschiedenen Künstlern gestaltet wurden. Von den ursprünglich 7 Bildstöcken, die seit 1654 von der Höttinger Au über die Kranebitter Allee zur 1624 erbauten Filialkirche Maria Heimsuchung führen, haben sich sieben erhalten, die von Künstlern wie Anton Christian, Jutta Katharina Kiechl, Raimund Wörle oder Peter Blaas neu gestaltet wurden. Die 12 Stationsbildstöcke an der Haller Straße wurden Ende



Abb. 42: Kaiserdenkmal an der Straße nach Natters, 2017.  
Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 43: Bildstock mit Tabernakelaufsatz mit Darstellung des hl. Christophorus von Jutta Katharina Kiechl an der Kranebitter Allee, 2017. Foto: Reinhard Rampold.



Abb. 44: Bildstock mit Tabernakelaufsatz mit Darstellung des Engels am leeren Grab von Max Weiler, 2010. Foto: Michaela Frick.

des 16. Jahrhunderts auf Veranlassung von Erzherzog Ferdinand II. in Zusammenhang der 1589 von ihm gestifteten Loretokapelle aufgestellt und zeigen in den Nischen Darstellungen der Rosenkranzgeheimnisse von Helmut Rehm, Max Spielmann und Max Weiler aus dem Jahre 1955. Sämtliche Bildstöcke sind heute steinsichtig.

## CONCLUSIO

Vom Mittelalter bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts war die Höttinger Brekzie das dominierende Baumaterial in Innsbruck, aber auch in vielen benachbarten Gemeinden. Neben der Verwendung als einfaches Baumaterial ist insbesondere die Bearbeitung des Nagelfluhs als Werkstein für Architekturgliederungen und bauplastische Gestaltungen von Interesse, da die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgekommene Steinsichtigkeit das optische Erscheinungsbild dieser Denkmäler nachhaltig verändert und zu einer kunsthistorisch falschen Sichtweise geführt hat. Gleichzeitig mit der Freilegung des Nagelfluhs kam es in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts auch zu einer steinsichtigen Verwendung des Sedimentgesteins, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts dann häufig auch mit Kunststein (Stadtarchiv Innsbruck, Universitätshauptgebäude und Universitätsbibliothek) kombiniert bzw. durch Kunststein abgelöst wurde. Mit der befundmäßig und bildlich legitimierten Wiederherstellung der farbigen Schlämme an der steinsichtigen Höttinger Brekzie am alten Regierungsgebäude (Herzog-Friedrich-Straße 3) wurde 2010/11 denkmalpflegerisches Neuland beschritten, das 2013 bei der Fassadenrestaurierung des Tiroler Landhauses und der Schlosskapelle Mendlberg konsequent fortgesetzt werden konnte. Durch die Aufbringung einer farblich der Architekturgliederung entsprechenden Schlämme fügen sich die aus Brekzie gefertigten Architekturelemente und bauplastischen Details in das künstlerische Gesamtkonzept einer Fassade ein, zudem bietet die Schlämme auch einen Schutz für den offenenporigen, verwitterungsanfälligen Stein.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Wissenschaftliches Jahrbuch der Tiroler Landesmuseen](#)

Jahr/Year: 2017

Band/Volume: [10](#)

Autor(en)/Author(s): Rampold Reinhard

Artikel/Article: [Stein und Farbe - zur Frage der Steinsichtigkeit der Höttinger Brekzie 156-183](#)